

**CORNELIUS J. HOLTORF, Monumental Past.** The Life-histories of Megalithic Monuments in Mecklenburg-Vorpommern (Germany), Toronto 2001. <<http://citdpress.utoronto.ca/holtorf/index.html>> oder CD-ROM (CAN \$ 19,95). ISBN 0-7727-6305-4.

Die Arbeit unterscheidet sich von allen bisherigen in diesem Publikationsorgan vorgestellten Veröffentlichungen in einem ganz entscheidenden Punkt: Es handelt sich nicht um ein gedrucktes Buch, sondern – mit den Worten des Autors Cornelius J. Holtorf gesprochen – um einen „living text“. Holtorfs Publikation ist also nicht nach konventionellen Veröffentlichungsmethoden gestaltet: Sie ist im Hypertextformat geschrieben und damit ausschließlich über die Neuen Medien zu rezipieren. Diese für die Ur- und Frühgeschichtswissenschaft neue Art der Veröffentlichung bringt es mit sich, daß die hier vorgelegte Besprechung von der sonst üblichen Norm und Form der Rezensionen abweicht. Im folgenden ist nicht nur auf den Inhalt, sondern in ganz besonderem Maße auch auf die Umsetzung der Arbeit einzugehen. Sie wurde von Anfang an als Hypertext konzipiert, und es gibt keine Printfassung – und damit keine lineare Textfolge –, weshalb es zwingend erscheint, die Vor- und Nachteile dieser Publikationsart ausführlich zu erörtern.

Vorweg noch ein formaler Hinweis: Da es keine Seitenzählung gibt, werden bei Zitaten aus der Arbeit die Kapitelnummern angeführt (also 0.1, 0.2 etc.), auch wenn die Arbeit letztlich nicht nach Kapiteln aufgebaut ist, was noch zu zeigen sein wird. Das erleichtert das Auffinden der zitierten Passage, da an die URL <<http://citdpress.utoronto.ca/holtorf/>> lediglich die entsprechende Kapitelnummer und „.html“ angehängt werden muß (also „0.1.html“, „0.2.html“ etc.).

Die Arbeit wurde 1998 an der University of Wales in Lampeter unter dem Titel „Monumental Past. Interpreting the Meanings of Ancient Monuments in Later Prehistoric Mecklenburg-Vorpommern (Germany)“ als Dissertation vorgelegt (Betreuer: Michael Shanks). Sie besitzt insgesamt 159 HTML-Seiten, die mit Text- und Bilddokumenten versehen sind. Das Thema bildet die Rezeption megalithischer Monumente durch den Menschen späterer Zeit, wobei Holtorf das Untersuchungsgebiet geographisch auf das heutige Mecklenburg-Vorpommern eingegrenzt hat. Die Datengrundlage besteht aus knapp 1200 Megalithgräbern, von denen 475 relativ gut dokumentiert und 144 nach 1945 überwiegend von E. Schuldt ausgegraben wurden. Alle Gräber sind in einer Tabelle aufgelistet, die neben dem Ort auch stichwortartig die Rezeptionsweise in späterer Zeit – aufgeteilt nach „later prehistoric receptions“ und „historic and modern receptions“ – sowie Quellen- und Literaturangaben nennt.

Die Startseite des Hypertextes bietet acht Einstiegsvarianten (Überblick, Datenbasis, Glossar, Bibliographie, Folgerungen, Feed-back, Entstehungsgeschichte der Arbeit sowie eine Karte) und zusätzlich die Möglichkeit, die Monographie mittels einer Suchmaschine nach bestimmten Themen zu durchsuchen. Es empfiehlt sich allerdings, von der übersichtlichen Homepage den Weg über den Link „Overview“ einzuschlagen, da der Autor hier kurz und knapp erläutert, auf welchen drei Ebenen er sich seinem Thema nähern wird (0.3): 1. Es gelte, die Bedeutung der Megalithgräber in sozialer wie kultureller Hinsicht zu beleuchten. 2. Die Großsteingräber müßten im Zusammenhang mit dem jeweiligen ‚kulturellen Gedächtnis‘ bzw. mit der jeweiligen ‚Geschichtskultur‘ betrachtet werden. 3. Es müsse die Möglichkeit in Betracht gezogen werden, daß Menschen späterer Zeit Großsteingräber über Verbindungen zu anderen Monumenten und Objekten ihrer Ahnen sowie aus bestimmten eigenen Interessen, Konzepten und Ideen heraus interpretiert haben.

Die angeführten Fragestellungen machen deutlich, welche Konzepte der Verf. seiner Arbeit zu Grunde legt: zum einen das der „cultural memory“ (2.0) und „history culture“ (2.1),

zum anderen das der ‚Verknüpfung‘ („connections“, 3.0). Letzteres stellt die Grundlage seiner Arbeit dar. Verbindungen aller Art sollen hergestellt werden: zwischen Autor und Leser, Vergangenheit und Gegenwart (3.1) oder zwischen den Bedeutungen megalithischer Monumente untereinander (5.0). Aus dieser Prämisse heraus gibt es für Holtorf konsequenterweise nur eine Möglichkeit, wie er seine Arbeit umsetzen kann, nämlich über das Hypertextformat (3.0): „I argue for connections by making them“.

Die beiden erstgenannten Konzepte gehen auf J. ASSMANN (Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen [München 1992]) und J. RÜSEN (Historische Orientierung [Köln, Weimar, Wien 1994]) zurück. Sie bilden das theoretische Fundament seiner Ausführungen. Alle Bedeutungen antiker Monumente, so Holtorf, seien auf eine bestimmte ‚Geschichtskultur‘ zurückzuführen, die sich wiederum aus dem jeweiligen ‚kulturellen Gedächtnis‘ herleiten lasse (2.1). ‚Geschichtskultur‘ umfaßt für ihn alle Verweise einer Gesellschaft auf vergangene Zeiten (2.1), und „cultural memory is the past created in a society at certain sites and occasions ...“ (2.0). Dieser Ansatz, der m.W. in der deutschsprachigen Ur- und Frühgeschichtswissenschaft bisher vernachlässigt worden ist, scheint vielversprechend, zumal, wenn man im weiteren Verlauf des Lesens und Klickens diejenige Seite erreicht, die letztlich in die Thematik einführt (5.0): Zwölf Beweggründe (Nostalgie, Aura, Unterhaltung, Identität, Bewahrung, Denkmal [sic!], Fortschritt, Schändung, Studium, Legitimation, sekundäre Benutzung und Kosmologie) für das Aufsuchen antiker Monumente bzw. die Auseinandersetzung mit diesen durch den Menschen werden vorgestellt und einer eingehenden Erörterung unterzogen. Daß der Verf. über die bereits bekannten Rezeptionsweisen dieser Monumente in prähistorischer Zeit hinaus (Nachbestattungen in und bei Megalithbauten, Siedlungen in nächster Nähe oder Einzelfunde in der Umgebung) nichts Neues beitragen kann, war zu erwarten. Von Interesse ist aber, daß Altbekanntes – und hier liegt m.E. das Verdienst Holtorfs – mit neuen Erklärungsmustern konfrontiert wird, wobei die beiden Konzepte des ‚kulturellen Gedächtnisses‘ und der ‚Geschichtskultur‘ stets miteinbezogen werden. So kann gewissermaßen jede Art von Schändung oder Zerstörung megalithischer Monumente als Ausdruck einer bestimmten Geschichtskultur betrachtet werden (5.13), ebenso trägt jedes ‚Studium‘ dieser Monumente – akademisch oder unwissenschaftlich – zum spezifischen kulturellen Gedächtnis bei (5.11). Der Link „entertainment“ beispielsweise führt zu den Sagen, Legenden, Märchen und Mythen, die mit den Megalithbauten verbunden sind und die man sich bisweilen heute noch erzählt (5.2.7). Auch hier ist der Bezug zur Geschichtskultur offensichtlich. Holtorf beschreibt verschiedene Typen solcher Volks-sagen und nennt stets die Großsteingräber, die mit diesen Legenden verbunden sind. Durch Verknüpfungen können nebenbei problemlos Informationen zu dem jeweiligen Megalithgrab eingeholt werden.

Holtorf geht es in seiner Arbeit – das wird immer wieder deutlich – vor allem um das Aufzeigen von Interpretationsmöglichkeiten (5.0) und nicht um den Versuch, seine Hypothesen verifizierbar zu machen; dieser Versuch müsse fehlschlagen, da eine positivistische Herangehensweise von vornherein zum Scheitern verurteilt sei (3.1): „This approach does not allow the study of later prehistoric cultural memory, because all claims what people may have thought would merely be ‚speculations‘ that cannot be validated or tested by archaeological means.“ Das Bestreben des Autors ist daher nicht die Rekonstruktion der Vergangenheit – was realiter, wie er ja auch selbst betont, nicht erreichbar ist –, sondern bestimmten Phänomenen aus seiner eigenen Perspektive einen Sinn zu geben. Dies geschieht ganz im Geiste post-prozessualer Manier und eines „interpretive approach“ (0.4) bzw. einer ‚interpretativen Archäologie‘, wie sie CH. TILLEY (Antiquity 63, 1989, 275–280; DERS., Interpretation and a

poetics of the past. In: Ders. [Hrsg.], *Interpretative Archaeology* [Providence, Oxford 1993] 1–27) oder M. SHANKS und I. HODDER propagieren (Processual, postprocessual and interpretive archaeologies. In: Dies. u.a. [Hrsg.], *Interpreting Archaeology. Finding meaning in the past* [London, New York 1995] 3–29). Vor diesem Hintergrund muß nicht verwundern, daß beispielsweise ausführlich auf die Entstehungsgeschichte der Dissertation eingegangen wird (4.0) oder der Verf. dem Leser sein Forschungstagebuch offenlegt (4.1). Darauf hätte getrost verzichtet werden können, zumal dieser Punkt bereits an anderer Stelle eingehend erörtert worden ist (C. HOLTORF, *Internet Archaeology* 6, 1999 <[http://intarch.ac.uk/journal/issue6/epub/holtorf\\_index.html](http://intarch.ac.uk/journal/issue6/epub/holtorf_index.html)>) und der erkenntnistheoretische Gewinn für das zu untersuchende Thema nicht ersichtlich wird. Auch die Kapitel über C.D. Friedrich (5.2.1) und H. Schliemann (7.2) sowie W. Benjamins ‚Passagenwerk‘ (3.2) müssen in diesem Zusammenhang gesehen werden.

Das Hauptproblem, das sich mir mit der Hypertextpublikation gestellt hat, war weniger die Bildung eines Sinnzusammenhangs zwischen den einzelnen Modulen, als vielmehr die Gestaltung der zahlreichen Links, denen man immer wieder in Erwartung eines klaren Resultates folgt. Diese Erwartung wird enttäuscht. So hält der Absatz „implications“ (10.0) zur Überraschung der Rezensentin lediglich einen Ausblick für zukünftige Forschungen parat und kein zusammenfassendes Ergebnis der gesamten Arbeit, wie zu vermuten gewesen wäre. Ein solches vermißt man. Jeder Leser muß selbst sein Fazit aus den zahlreichen vernetzten Modulen ziehen, womit letztendlich eine kritische inhaltliche Würdigung der Arbeit erschwert wird, der Autor aber seiner ‚interpretativen Archäologie‘ im Sinne eines „explore, interpret, link!“ (0.3) treu bleibt. Konsequenter betrachtet, kann man nur mutmaßen, daß die Quintessenz der Untersuchung diejenige ist, daß es keine gibt. Diese Haltung, ausgelöst durch die radikal-konstruktivistischen Implikationen Holtorfs (3.8), vermittelt jedoch mehr den Eindruck einer bewußten Verweigerung der Darlegung von Ergebnissen und kann in dieser Form nicht nachvollzogen werden. Es bleibt eine Lücke, die der Autor hätte ausfüllen müssen.

Bevor ich nun eingehender auf das Hypertextformat der Arbeit und seine Folgen zu sprechen komme, erscheint es sinnvoll, einige allgemeine Anmerkungen zum Aufbau von Hypertexten zu machen. Im Unterschied zum herkömmlichen Text ist die netzartige Struktur von Textelementen kennzeichnend; es erfolgt keine lineare, sondern eine multilineare Anordnung der Texteinheiten. Der Benutzer hat demnach die Möglichkeit, aus einem Netzwerk textueller Elemente seinen eigenen Pfad durch den ‚Text‘ zu wählen; der Hypertext eröffnet dem Leser multiple und damit selbstdefinierte Lesewege. Im wissenschaftlichen Diskurs um Text und Hypertext spielt besonders die Frage nach der Kohärenz, also nach dem inhaltlichen Zusammenhang von Textteilen, eine besondere Rolle. Doch gerade für den Hypertext kann diese Frage – ob sich ein ‚roter Faden‘ finden läßt – bisher nur unbefriedigend beantwortet werden. Während im Text Kohärenz vor allem durch die lineare Anordnung der Textsegmente vorgegeben ist, muß der Leser eines Hypertextes den Sinnzusammenhang überwiegend selbst konstruieren (G. FRITZ, *Coherence in Hypertext*. In: W. Bublitz / U. Lenk / E. Ventola [Hrsg.], *Coherence in spoken and written discourse: How to create it and how to describe it. Selected papers from the International Workshop on Coherence, Augsburg, 24–27 April 1997* [Amsterdam, Philadelphia 1999] 221–232). Um dem Rezipienten eines Hypertextes allerdings den Weg durch die vernetzte Struktur zu erleichtern, können Navigationshilfen in Form von Überblickshilfen, Kontextualisierungshilfen und retrospektiven Hilfen eingesetzt werden. Eine Übersicht kann beispielsweise über Menüleisten oder Themenüberblicke geboten werden; Kontextualisierungshilfen können über graphische Mittel oder Strukturübersichten Bezüge sowohl zu inhaltlichen als auch navigatorischen Kontexten verdeutlichen; die retrospektive

Hilfe wird dem Benutzer am einfachsten über den Rücksprung angeboten, mit dem dieser seinen Leseweg ‚Link für Link‘ in umgekehrter Reihenfolge rekonstruieren kann (A. STORRER, Kohärenz in Text und Hypertext. In: H. Lobin [Hrsg.], Text im digitalen Medium. Linguistische Aspekte von Textdesign, Texttechnologie und Hypertext Engineering [Opladen, Wiesbaden 1999] 33–65).

Wie verhält es sich nun mit Holtorfs Hypertextpublikation? An dieser Stelle ist der immense Arbeitsaufwand, der Mut und die Hartnäckigkeit des Autors zur Realisierung seiner Arbeit (siehe hierzu 4.0) zu würdigen. Er gehört sicherlich zu den Hypertext-Pionieren in der Ur- und Frühgeschichtlichen Archäologie (bisher m. W. nur noch C. M. WITT, *Barbarians on the Greek Periphery? Origins of Celtic Art.* [Diss. Universität Virginia 1997] <<http://www.iath.virginia.edu/~umw8f/Barbarians/first.html>>). Seine Arbeit hat die Vorteile, die gemeinhin mit einer Online-Publikation verbunden sind, voll ausgeschöpft. Die Abbildungen und Grafiken sind durchweg farbig; es gibt eine Suchmöglichkeit (leider nicht auf der CD-ROM-Version), die einen schnellen Zugriff auf bestimmte Themen oder Personen erlaubt; das Literaturverzeichnis ist verlinkt, so daß man über jeden zitierten Autor in die Arbeit einsteigen kann, wobei es allerdings etwas verwirrend ist, daß die Links zu den jeweiligen Passagen über Kapitelnummern erfolgen. Beim Navigieren durch die Seite hat man nämlich nie das Gefühl, man bewege sich durch Kapitel; daher bringt es auch nicht viel, daß der Link von W. Benjamins Arbeit über „Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit“ zu Kapitel 5.7 führt. Hilfreicher wäre hier ein Stichwort, das klar zum Ausdruck bringt, in welchem Zusammenhang der jeweilige Autor zitiert wird (hier beispielsweise „Aura“). Besonders hervorzuheben ist die Möglichkeit zur Kontaktaufnahme mit dem Verf. und zur Abgabe eines Kommentars, der dann im Feed-back (11.0) veröffentlicht wird. Damit wird der Hypertext also ständig erweitert und Holtorfs Charakterisierung eines „living text“ gerecht.

Dies kann allerdings nicht über einige Mängel hinwegtäuschen, die die außergewöhnliche Holtorfsche Konzeption des Hypertextes nach sich zieht. Der wenig geübte Hypertextleser wird von der radikalen inhaltlichen Auffassung und Umsetzung des Hypertextes vor eine äußerst schwierige Aufgabe gestellt. So schreibt Holtorf in einem Abschnitt über Hypermedia-Theorien (3.9): „All I am offering you are a couple of access points that will lead you right into the work. After that, be investigative! Be an archaeologist!“ Im Gegensatz zu einem Großteil der Websites im Internet hat der Autor auf die oben angeführten Möglichkeiten verschiedener Navigationshilfen und der mittlerweile standardisierten Menüleiste verzichtet. Dieser Verzicht – für den unbedarften Rezipienten muß gar von Verlust gesprochen werden – erschwert das Navigieren durch den Text ungemein. Auch wenn Holtorf den „living text“ (0.2) propagiert und den Leser dazu anhält, sich über die zahlreichen Verlinkungen selbst einen Weg durch die Arbeit zu bahnen (3.9), so ist das Fehlen einer Menüleiste m. E. nicht gerechtfertigt. Allzu häufig findet man seinen Ausgangspunkt nach drei oder vier Links nur über den beschwerlichen Weg des Zurück-Buttons in der Menüleiste des entsprechenden Browsers wieder. Die Konzeption Holtorfs, welche die Variante des explorativen Erkundens bevorzugt, nimmt dem Leser also die Chance, sich einen schnellen Überblick über die Arbeit und damit auch über Holtorfs Argumentationsweise und Methode zu verschaffen.

Es scheint so, als habe der Autor nicht bedacht, daß die konsequente Umsetzung der multilinearen Verzweigungsmöglichkeiten bei umfangreichen Beiträgen schnell zur ‚Reizüberflutung‘ (sog. ‚cognitive overload‘) und ‚Orientierungslosigkeit‘ (sog. ‚lost in hyperspace‘) führen kann und das Gefühl vermittelt, etwas verpaßt zu haben; nicht selten ist gerade für den ungeübten Hypertext-Leser Frustration die Folge. Untersuchungen zum Leseverhalten un-

terschiedlicher Nutzergruppen ergaben, daß überwiegend diejenigen versuchen, einen Hypertext Wort für Wort zu lesen, die keine oder sehr wenig Erfahrung mit dieser Textform haben (K. WENZ, Sprache und Datenverarbeitung 24,1, 2000, 23–34). Unsere lineare Lesegewohnheit hat mit der rasanten technischen Entwicklung nicht Schritt halten können; erst sehr langsam beginnt sich ein Wandel in Richtung eines modularisierten und damit vernetzten Lesens abzuzeichnen, der auch in den alten Medien wie beispielsweise der Zeitung zu erkennen ist. Man darf vermuten, daß die Mehrheit der interessierten Archäologen bisher nur wenig Erfahrung mit dem Lesen von Hypertexten hat und damit zu der eben beschriebenen Kategorie der ungeübten Rezipienten zu zählen ist. Die extreme Umsetzung Holtorfs stellt daher für den Leser eine große Herausforderung in punkto Beharrlichkeit und ‚Forscherdrang‘ dar; dies klingt gleichfalls in den Kommentaren zur Arbeit, die im Feed-back-Kapitel publiziert sind, immer wieder an (11.0). Es bleibt zu hoffen, daß der Autor dieses Manko in einer seiner zukünftigen Aktualisierungen behebt.

Die hier vorgestellte Publikation stellt eine Pionierleistung dar. Nicht allein die Umsetzung als Hypertext, sondern ebenso das Thema mit all seinen Facetten ist in dieser ausführlichen Form bisher noch nicht behandelt worden; auch wenn die Arbeit eher als volkswissenschaftliche bzw. soziologische denn als archäologische Studie aufzufassen ist. Allerdings muß an dieser Stelle grundsätzlich bezweifelt werden, ob ein so umfangreicher Hypertext tatsächlich Vorteile gegenüber einer Printpublikation besitzt und diese Art der Umsetzung gerechtfertigt scheint. Sicherlich, eine Aktualisierung ist einfach und hat den Vorteil, neue Forschungsergebnisse schnell und kostengünstig bereitzustellen; für die Wissensproduktion kann dies von Nutzen sein. Doch die netzartige Struktur des Hypertextformats führt gerade bei ausgedehnten Hypertexten – wie auch das hier besprochene Beispiel zeigt – noch häufig zu Konfusion und Desorientierung und damit zum Verlassen der Seite. Um dies zu vermeiden, ist es unerlässlich, dem Benutzer eine durchdachte und nachvollziehbare Navigationshilfe zur Hand zu geben.

Da CD-ROM-Veröffentlichungen und reine Netzpublikationen auf Hypertextbasis in der Ur- und Frühgeschichtswissenschaft zukünftig wohl nicht ausbleiben werden, ist es darüber hinaus für die Etablierung eines Qualitätsstandards wissenschaftlicher Hypertextpublikationen zwingend notwendig, in den Fachzeitschriften regelmäßig solche Veröffentlichungen zu besprechen. Diese Rezension sieht sich dieser Forderung verpflichtet.

Die Arbeit hinterläßt, trotz der angeführten Mängel einen positiven Eindruck. Läßt man sich auf die neue Art der Rezeption ein und bahnt sich den mühevollen Weg durch den Hypertext, dann wirken die Überlegungen und Assoziationen Holtorfs durchaus inspirierend. Vor diesem Hintergrund bleibt zu hoffen, daß die Arbeit trotz ihrer (bisher noch) ungewöhnlichen Publikationsform nicht ignoriert wird. Die entscheidende Frage aber, ob nicht auch eine Printpublikation zum selben Ziel geführt hätte, muß am Ende jeder Leser für sich beantworten.

Stefanie Samida